

Hausbesuche in Addis Abeba am 23.10. 2013

Der äußere Grund, weshalb ich den sehr gut deutsch sprechenden Sozialarbeiter der German Church School (GCS), Merdassa, gebeten habe, mich zu Hausbesuchen bei Familien von Schülern mitzunehmen, ist die bevorstehende Aufgabe, den vielen Spendern, die den Betrieb der Schule wesentlich mittragen, einen Weihnachtsbrief zu schreiben. Der innere ist mein Interesse, so viel wie möglich vom Leben der Menschen hier zu erfahren. Ich habe bei unseren Reisen nach Western Wollega regelmäßig solche Besuche gemacht – zusammen mit der Sozialarbeiterin Beshatu in Dembi Dollo oder mit Mitgliedern der Gemeinde in Chanka. Das hat bei mir prägende Eindrücke hinterlassen.

Drei Besuche haben wir heute in Addis Abeba gemacht. Wir starteten mit einem kleinen Auto: Merdassa, der andere Sozialarbeiter Tena, eine Schülerin und zwei Schüler, zu deren Familien wir wollten – Paulos, Teferi, Marta (Namen von allen Besuchten verändert; S.M.) – und ich. Die Armut, die ich auf dem Lande in den Hütten von Menschen antraf, ist hier in der Stadt noch um eine weitere Komponente verschärft: die unvorstellbare Enge. Und noch etwas anderes: Wir waren bei drei Müttern zu Besuch, die alle von ihren Männern verlassen worden sind.

Zuerst besuchten wir die Mutter von Paulos, Schüler der 7.Klasse, der uns den verwinkelten Weg zu ihrem Wohnraum wies. Der Bruder der Mutter war gerade zu Besuch. Er kommt von außerhalb, möchte aber gern in Addis Abeba bleiben. Paulos hat zwei Brüder. Der ältere besucht die 9. Klasse. Der jüngere ist 2 Jahre alt.

Der Raum, in dem wir uns befinden, ist ihr einziger, vielleicht 2 mal 2 m groß. Der Fußboden kaputt, mit zerschlissenen Läufern belegt. An den Wänden hängt, was im Raum keinen Platz hat, in Beuteln. Zwei Sofas stehen im rechten Winkel zueinander und nehmen den größten Teil des Raumes ein. Hier wohnen und schlafen sie. Der ältere Sohn hat einen Schlafplatz unter diesem Zimmer. Die Mutter, Anfang der 40er, erzählt uns, dass sie für diesen winzigen Wohnraum 500 Birr Monatsmiete zahlen müsse. Durch einen Lottogewinn besitze sie ein kleines Haus, für das sie 1.000 Birr Miete bekomme, davon aber 300 Birr an den Staat abführen müsse. Sie arbeitet in der Umgebung als Waschfrau. So habe sie für ihre Familie 400 – 450 Birr im Monat zur Verfügung. Das sind 16 – 18 € .

Sie erzählt, dass sie die Abendschule der GCS besucht habe, die sie unterbrechen musste als sie mit ihrem kleinen Sohn schwanger war.

Ich frage sie, was es für sie bedeute, dass Paulos in die GCS aufgenommen worden sei. (Der Ansturm von Bewerbern ist in jedem Jahr riesig. Es können wechselweise in einem Jahr nur 40 und im nächsten 80 Lernanfänger aufgenommen werden.) Sie strahlt. Sie habe die Erde geküsst, als sie diese Nachricht bekam. Eine neue Chance aus dem Ausland sei zu ihr gekommen. Ihr Name stehe an der Tür. Was sie damit meinte, habe ich nicht so schnell begriffen. Ich hatte den Eindruck, als wolle sie sagen: An der Tür zu einem besseren Leben.

Wir fahren weiter. Eine kleine Straße war wegen eines Unfalls gesperrt. Also mussten wir sie rückwärts wieder zurück fahren. Der Besuchsplan wurde umgestellt und wir kamen zu Safia, der Mutter von Teferi. Teferi ist klein und zierlich, aber schon 12 Jahre alt und besucht die 6. Klasse. Wieder sind wir in so einer winzigen Wohnung – vielleicht 2 mal 2 1/2 m. Obwohl dieses Zimmer so klein ist, strahlt es vor Sauberkeit. Kochen müsse sie draußen, sagt Safia. Und vermutlich auch vieles andere wie Wäsche waschen oder sich

selber waschen. Mutter und Sohn leben allein hier. 250 Birr Miete müssen sie im Monat zahlen. Die Mutter arbeitet bei der Wasser-Company, wo sie 25 Birr pro Arbeitstag bekommt (1 € !), der von 13.30 Uhr bis 21.00 Uhr dauert. In Teferis Leben gibt es ein großes Geheimnis, das nur sehr wenige kennen: Der Junge ist von Geburt an HIV positiv. Außer der Mutter wissen das nur einige Lehrer, die Sozialarbeiter und die Krankenschwester der Schule.

Als ich sie frage, warum sie ihren Sohn in dieser Schule angemeldet habe, sagt die Mutter, weil das eine sehr gute Schule sei, für die keine Gebühr verlangt werde. Die Kinder bekämen die Schulkleidung und einmal im Jahr neue Schuhe gratis, dazu an jedem Tag etwas zu essen. Das habe sie alles vorher gewusst und als Teferi angenommen worden sei, habe die ganze Nachbarschaft mit gefeiert – so hätten sie sich gefreut. Damals haben sie noch woanders gewohnt.

Jeder Schüler, erklärt mir Merdassa, bekomme 65 Birr/Monat von der Schule. Bei Teferi werde dieses Geld wahrscheinlich für das Sammeltaxi eingesetzt, mit dem er den sonst für ihn viel zu langen Schulweg absolviert. Außerdem bekäme er 200 Birr und seine Mutter 400 Birr aus dem Sozialfonds der Schule, weil er wegen der antiretroviralen Medikamente ausreichend ernährt werden müsse.

Nach ihren Wünschen für die Zukunft befragt, antwortet die Mutter: dass der Junge gut lerne und Doktor werde. - Warum Doktor? Wegen seiner Krankheit, sagt sie. War damit gemeint: Damit er auch anderen helfen könne, die so schlimm dran sind wie er?

Den Spendern in Deutschland möchte sie sagen, dass es für sie und ihren Sohn eine große Hilfe sei, dass er diese Schule besuchen könne und sie in ihrer schwierigen Situation unterstützt werde.

Später frage ich Merdassa, ob es für die Schulleitung ein Problem sei, ein aidskrankes Kind aufzunehmen. Nein, gar nicht, antwortet er.

Schließlich besuchen wir Hawi, die Mutter von Marta (11 Jahre alt) und deren Bruder, der die 10. Klasse einer anderen Schule besucht. (Zu den Grundsätzen der GCS gehört, dass aus einer Familie immer nur ein Kind aufgenommen wird.) Hawi erzählt uns, dass ihr Mann sich vor vier Jahren von ihr getrennt habe; im Juli sei er gestorben. Vor 10 Monaten habe er begonnen, die Familie zu unterstützen. Er sei früher – zur Derg-Zeit – Regierungsbeamter gewesen. Sie seien dann in den Sudan gegangen, wo er als Wächter und dann als Fahrer für „Ärzte ohne Grenzen“ tätig gewesen sei. Vor neun Jahren seien sie aus Khartoum zurückgekommen, nachdem sie gehört hatten, dass die politische Situation besser geworden sei. Sie wollten gern in ihrer Heimat leben. Der Start war sehr schwer. Sie hatten keine Wohnung. Nichts.

Von der GCS hat sie vor einiger Zeit einen Minikredit bekommen. So konnte sie sich selbständig machen. Sie hat ein Spinnrad gekauft und Rohwolle, die sie verarbeitet und als kleine Wollknäuels weiterverkauft. Aus dieser weißen Schafwolle werden große Tücher gewebt, die man um den ganzen Körper schlingen kann (Gabi). Vier Monate konnte sie nicht arbeiten, weil sie ihre Schwester, die Tbc-krank von außerhalb zu ihr gekommen war, hier behandelt worden ist. Jetzt konnte sie als geheilt nach Hause entlassen werden.

Diese Frau erzählt die ganze Zeit mit einem sehr ernsten Gesicht. Das hellt sich auch nicht auf als sie davon spricht, dass sie glücklich sei, dass Marta die GCS besucht. Beide Kinder gingen zur Schule. Das sei gut. Mit Gottes Hilfe hoffe sie es auch weiterhin zu schaffen. Ihr Leben sei ein Wunder, sagt sie. Ich frage sie, wie sie das meine. Sie antwortet, sie seien nun sehr arm, sie habe zwei Kinder und sie sei sehr glücklich. Das sei das Wunder.

Heute, am Sonntag, 27.10. 13, hat mich Urgesa, der Pfarrer von Chanka, der z.Z. In Addis Abeba studiert, hier zum Gottesdienst besucht. Anschließend gibt es lange Gespräche. Außerdem will dieser oder jene was von mir, sodass ich nach dem Gottesdienst noch 1 – 1 1/2 Stunden gut beschäftigt bin. Das ist an jedem Sonntag so. Weil immer etliche Äthiopier im Gottesdienst sind, fand Urgesa auch bald Gesprächspartner. Am Anfang des Gottesdienstes werden Gäste, wenn möglich namentlich begrüßt und vorgestellt. Das tat ich auch mit Urgesa und bat darum, jemand möchte ihm doch den Gottesdienst übersetzen, da er kein deutsch verstehe. Das geschah dann.

Als fast alle weg waren, lud ich ihn zum Mittagessen ein und musste zusehen, wie ich etwas zu essen zauberte, denn der vorrätige Rest reichte für uns beide nicht.

Da ich hier bekocht werde, bin ich über die verfügbaren Vorräte nicht im Bilde. Aber aus dem, was gerade da ist, eine akzeptable Mahlzeit zuzubereiten – darin habe ich viel Übung von zu Hause und überrasche mich selbst mit dem, was dabei herauskommt.

Nach dem Mittagessen waren wir in einem kleinen Hospital hier ganz in der Nähe; 5 Min. Fußweg entfernt. Dort besuchten wir eine kranke Frau aus Chanka, Sara Hussien, die ich schon seit 2009 kenne. Damals waren wir mit Ältesten aus der Gemeinde bei ihr, weil sie durch unser Aids-Waisen-Programm unterstützt wurde. Als wir im Februar in Chanka waren, führte uns Etana (Gemeindeältester und chairman des Kirchenkreises) wieder zu ihr und erzählte uns, dass sie schon ihr Land verkaufen musste, um die Krankenhausrechnung zu bezahlen, dass sie aber noch weiter behandelt werden müsse. Jetzt ist sie schon wieder seit drei Monaten in Addis Abeba im Krankenhaus. Sie braucht Blutkonserven, die sie aber erst bekommt, wenn auch das Geld dafür zur Verfügung steht. So ist das hier in den Krankenhäusern. Leider!

Das Krankenhaus, in das wir nun kamen, ist eine Einrichtung der Schwestern von Mutter Theresa. Schon am Eingang erwartete uns der Bruder von Sara Hussien, der sie von Chanka hierher begleitet hat und nun bei ihr ist. Das ist in den Krankenhäusern hier üblich. Er führte uns zu ihrem Zimmer, vorbei an vielen Patienten, die draußen auf dem betonierten Gelände auf dem Boden in der Sonne lagen. Mit Decke oder ohne. Andere saßen. In dem Zimmer von Sara standen fünf Feldbetten, die auch alle belegt waren. Ich erfuhr, dass das hier so eine Art "Wohn-Station" sei für Patienten, deren Behandlung noch fortgesetzt wird oder die auf ein Untersuchungsergebnis warten. Dazu brauchen sie aber nicht im Krankenhaus zu sein, weil das zu teuer wäre. Nach Hause können sie nicht, wenn sie (wie Sara) aus entfernten Landesteilen kommen.

Das Gespräch ging ein bisschen hin und her. Urgesa hat für mich übersetzt.

Sara war in einer deutlich besseren Verfassung als bei meinen vorausgegangenen Besuchen in Chanka. Jetzt wartet sie auf das Ergebnis ihrer Untersuchungen und ihrer Behandlung.

Ich hatte mir als kleines Mitbringsel Schokoladentäfelchen eingesteckt. Glücklicherweise reichten die für alle im Zimmer; Patientinnen und Besucher. Mich hat überrascht, in wie viele strahlende Gesichter ich durch diese kleine Geste blicken konnte. Wir verabschiedeten uns, der Bruder hat uns bis zum Gate begleitet.

Auf dem Rückweg wäre ich beim Überqueren der Straße bald überfahren worden. Ein Landrover hat so scharf gebremst, dass es quietschte. Ich winkte dem Fahrer entschuldigend zu – der winkte zurück – und sandte ein Dankgebet für die Beschützung nach oben.

Ich hatte nicht beachtet, dass die eine Spur zu der Zeit in zwei Richtungen befahren wurde.

Am Wochenende werden hier ca. 500 m der doppelspurigen Straße zum Markt. Eine Spur wird auf diesem Abschnitt komplett gesperrt, damit die vielen Händler dort ihre Angebote auf dem Boden ausbreiten können. Einige Händler haben große Planen über "ihr Geschäft" gespannt, indem Seile an Bäumen, Zäunen, Strommasten befestigt werden, auf die die Planen dann gelegt werden. Das ist beim Auf- und Abbau ein größeres Durcheinander als bei einem Wanderzirkus - aber es funktioniert. Stapelweise Kleider, Hosen, Schuhe sind genauso im Angebot wie Elektroartikel, Plastikschrüsseln, aber auch Geschirr, Bestecke u.v.a. Ganze Warenhäuser ließen sich damit füllen. Wenn es dunkel wird, wird abgebaut und die vielen Sachen in große Planen gehüllt. Die kleinen Händler tragen ihre Ware auf dem Rücken nach Hause. Die großen brauchen Autos dazu.

Einige Tage später besuchten wir Sara wieder. Sie hatte nun ihr Ergebnis:

Am 9. Dezember soll sie im großen Krankenhaus eine neue Bluttransfusion erhalten. So lange bleibe sie noch hier. Der Bruder ist inzwischen wieder abgereist. Die Patienten werden vom Krankenhaus auch gepflegt. Weil Sara in einem so schlechten Zustand sei, brauche sie noch zusätzliche Ernährung. Das erklärte uns ein sehr netter junger Arzt, der uns auch den Besuch ermöglichte, den der Wächter verweigerte, weil nur sonntags Besuchszeit sei. Irgendwie habe ich verstanden, dass für die Extraverpflegung Geld nötig sei. Das wollte ich da lassen. Der Arzt bestand darauf, das der Schwester vor Saras Augen zu übergeben.

Eine ähnliche Krankengeschichte haben wir hier an unserem Tor erlebt. Da stand ein etwa 15-jähriger Junge mit einer komplizierten Armfraktur (durch einen Arbeitsunfall). Die erste Notversorgung hat der Arbeitgeber bezahlt. Für weiteres weigerte er sich aufzukommen, wozu er gesetzlich verpflichtet ist.

Die Gemeinde hat zunächst ihren Rechtsbeistand eingeschaltet. Das erwies sich aber auch nicht als so einfach – und vor allem nicht schnell machbar. Also wurde der Junge gegen Vorkasse in eine Privatklinik gebracht, die in der Lage ist, solche schwierige Operation durchzuführen – in der Hoffnung, den Arbeitgeber noch zum Zahlen nötigen zu können. Nun fährt Senetibeb, der Sozialarbeiter unserer Gemeinde, jeden Tag zum Krankenhaus, um den Jungen zu besuchen und ihm Essen zu bringen, das in unserer Küche zubereitet wird.

In dieser und in der vorigen Woche durfte ich die Sozialarbeiter der Schule bei Hausbesuchen begleiten, worum ich sie gebeten hatte. Was ich dabei erlebte, habe ich extra beschrieben und füge es separat bei.

Meine Arbeit als Pfarrer ist hauptsächlich von den sonntäglichen Gottesdiensten und dem Religionsunterricht in der Schule der Deutschen Botschaft, wo ich zur Zeit ein Mitglied des Lehrerkollegiums bin, bestimmt. Beides macht mir Freude und füllt mich aus. Daneben gibt es viele Begegnungen, Gespräche, auch Sitzungen, die Zeit füllen.

*Meine täglichen Andachten, die ich hier in der gleichen Weise wie auch zu Hause mache, und die Vorbereitungen der Gottesdienste erlebe ich als innere Stabilisierung meines Lebens hier. Beides erneuert sich: Gefordert sein und gelöst sein.
Mein Grundgefühl ist Dankbarkeit.*

Übermorgen kommt der zuständige katholische Kollege aus Kairo für einige Tage hierher und feiert mit uns am Sonntag die Heilige Messe. Am Montagabend gibt es einen großen Martinsumzug auf dem Gelände der Deutschen Botschaft. Am Dienstag will mich der

orthodoxe Pfarrer Demetrius besuchen und am Abend wird der katholische Kollege in einem Gemeindeabend über die gegenwärtige Situation in Ägypten berichten.

Ich habe den Verdacht, das sei zu viel Text, den ich jetzt auf die Reise schicke. Gleichzeitig weiß ich, dass es nur ein paar herausgegriffene Situationen sind, die auch durch ganz andere ersetzt werden könnten.

Inzwischen ist der 7. November 2013.

Ich verabschiede mich mit vielen Grüßen aus Addis Abeba
Siegfried

Hausbesuche am 1.11.2013

Ich hatte Merdassa gefragt, ob ich bei weiteren Hausbesuchen dabei sein könnte. Das hat er mir zugesagt. Die Schulsozialarbeiter machen regelmäßig freitags Hausbesuche. Zuerst waren wir bei Herrn Shando, dem Vater von Sarah. (Anmerkung: Ich habe alle Namen der Besuchten geändert. S.M.) Wir waren mit ihm an einer Straßenkreuzung verabredet, wo nach kurzer Wartezeit auch erschien und uns durch die Hüttensiedlung zu seiner Blechhütte führte. Wir kamen zu viert: Merdassa, seine beiden Kolleginnen und ich. Ato (=Herr) Shando wohnt mit seiner kleinen Tochter (5 1/2 Jahre alt) allein in der Hütte, nachdem seine Frau an AIDS verstorben ist. Er selber sei auch HIV positiv, die Tochter aber gesund. Die eine der Sozialarbeiterinnen lobt, wie sauber die Hütte innen sei. Die Wände sind mit buntbedrucktem Wachstuch verkleidet. In der hinteren Hälfte steht ein großes Bett, in der vorderen Hälfte ein Tisch und Sitzmöglichkeiten. Ato Shando ist 48 Jahre alt. In der Derg-Zeit war er Soldat und bekommt jetzt eine kleine Pension von 135 Birr. Dafür wohnt er in dem Haus, das der Stadtverwaltung (Kabale) gehört, nahezu mietfrei. Er muss nur 8 Birr monatlich bezahlen. Er bessert seine Einkünfte durch den Verkauf von Holzkohle auf, die er in größeren Mengen einkauft, zerkleinert und in kleinen Mengen verkauft. Seine Tochter bekommt 50 Birr von der Schule und er 200 Birr von der Sozialarbeit der Schule für seinen Lebensunterhalt.

Da er keine eigene Backmöglichkeit hat, muss er die Injera jeden Tag einkaufen. Seine Tochter wünsche sich manchmal Abwechslung beim Essen. Dann gibt es Spaghetti. Er erzählt, dass er früher einen großen Schrank hatte. Den aber habe er verkauft, um Essen zu kaufen. Manchmal verzichte er auch selbst aufs Essen, damit für seine Tochter genügend da sei.

Ich habe ihn nach der GCS befragt und warum seine Tochter in diese Schule solle. Er wisse ja nicht, wie lange er noch lebe, antwortete er mir. Er habe viel über diese Schule gehört, von der guten Qualität. Es sei eine Chance für seine Tochter, wenn sie dort eingeschult werde. Jetzt besucht sie einen der Schule angeschlossenen Kindergarten. Merdassa erzählt, dass sich die Kabale dafür eingesetzt habe, dass dieses Mädchen nach dem Kindergarten in die GCS übernommen werde. Dem habe man auch stattgegeben.

Der nächste Besuch führte uns zu der Mutter von Deborah (10 Jahre alt).

Ihr Mann ist vor acht Jahren gestorben. Vor einem halben Jahr verstarb auch ihre Mutter. Sie während unseres ganzen Gespräches sehr sehr traurig. Sie erzählt uns, dass sie sich

mit Gelegenheitsarbeiten ihren Lebensunterhalt verdient. Sie kocht und wäscht für andere Leute. Damit komme sie auf ein Monatseinkommen von 400 – 500 Birr (=16 – 20 €). Aber es sei unsicher, ob sie immer genügend Arbeit finde. Das Haus, in dem Mutter und Tochter leben, ist aus Lehm gebaut und vergleichsweise geräumig. Es gibt auch elektrisches Licht. Ursprünglich gehörte es ihrem verstorbenen Mann, der es von einer Frau, die keine Kinder hatte, geschenkt bekommen habe. Für sie sei es eine sehr anstrengende Prozedur, das Haus auf ihren Namen überschreiben zu lassen. Um die notwendigen Papiere zu bekommen, brauche sie Geld, das sie nicht habe. Seit drei Jahren versuche sie schon, diese Angelegenheit zu regeln.

Als sie von der German Church School erzählt, wird ihr Stimme zum ersten Mal lebhaft: Ihr sei eine große Sorge abgenommen, weil ihre Tochter jeden Tag dort Essen bekomme. Sie könnte auch kein Schulgeld bezahlen. Sie war im Sozialbüro der Schule, um nach einem Kredit zu fragen. Ihr Wunsch ist, damit die Voraussetzungen zu schaffen, selbst Injera zu backen und zu verkaufen.

Nach der Zukunft befragt sagt sie, sie wünsche sich, ihre Geschäftsidee zu realisieren.

Dann hätten sie genug zu essen und sie hätte Zeit für ihre Tochter.

Die Sozialarbeiterinnen erzählen mir, dass diese Frauen oft 12 – 16 Stunden täglich arbeiteten. Da bleibe auch keine Zeit für Sozialkontakte. Ich hatte gefragt, ob sie durch die Schule mit anderen Eltern in Kontakt gekommen sei, was sie traurig verneinte.

In ein größeres Haus führte uns der Besuch bei den Eltern von Deressa Mamo.

Die beiden sind mit viel Feuer und erkennbarer Freude für eine lokale Kirche als Prediger tätig. Dafür bekommen sie ein bisschen Geld aus freiwilligen Spenden. Ihre Kirche könne ihnen kein festes Gehalt zahlen. Das schöne Haus, in dem sie leben, ist ihnen von einem Kirchenmitglied zur kostenfreien Nutzung überlassen worden; von einem Mann, der außerhalb wohnt. Deressa besucht den Kindergarten der GCS. Sie müssen darum an jedem Tag zweimal mit dem Sammeltaxi die Strecke dorthin zurücklegen, wozu sie täglich 12 Birr Fahrgeld brauchen. Sie betreiben diesen Aufwand, weil sie möchten, dass ihr Sohn dann auch in die GCS kommt. 14 Kinder dieses Kindergartens werden jährlich in die GCS übernommen. Sie freuen sich, dass Deressa dort jeden Tag ein Brötchen und eine Banane bekommt. (Zwischendrin erfahre ich, dass ein Pilot der Lufthansa in jedem Monat 500 € spendet, damit die 260 Kinder dieses Kindergartens täglich diese Mahlzeit bekommen.)

Der Vater von Deressa hat ein Diplom in Landwirtschaft, aber er fühlt sich zum Prediger berufen. Er predigt und verteilt Traktate, von denen er uns einige zeigt.

Er und seine Frau haben eine ganz kurze kirchliche Ausbildung. Er würde gern in Mekanissa (der theologischen Hochschule der Mekane Yesus Kirche in Addis Abeba) Theologie studieren. Er verneint meine Frage, ob seine Kirche irgendwie mit der Mekane Yesus Kirche zusammenarbeite.